



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Ernst Moritz Arndt und Johanna Motherby

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ernst Moritz Arndt und Johanna Motherby

Von Adolf Stern

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht:
Die Lieb ist süße Blüte,
Die bitterm Zorn entbricht;
Wie Rosen blühen aus Dornen
Und wunderbarlich stehn,
So steht auf scharfen Zornen
Auch Liebe wunderschön.

E. M. Arndt



inen gewaltigern, jähern und herzerhebendern Wechsel der Dinge binnen wenigen Tagen hat wohl kaum je eine deutsche Stadt erlebt und gesehen, als die alte Hauptstadt Ostpreußens in dem schneidend kalten Januar des Jahres 1813. Eben noch war Königsberg ein Mittelpunkt der französischen Depots und Truppennachschiebe gegen Rußland, eine große Station für Hospitäler, Magazine und Verwaltungsbehörden, unmittelbar nach Neujahr auch das Hauptquartier der auf wenige Tausend geordneter Truppen und einige Zehntausend den Schrecknissen der Beresina und Wilnas entronnener halb erfrorenen und zerklumpter Sammelgestalten zusammengeschmolzenen „großen Armee“ gewesen; König Joachim Murat von Neapel, der seit der Fluchtfahrt seines kaiserlichen Schwagers von Smorgony nach Paris jene große Armee befehligte, hatte einige Tage hindurch in dem leerstehenden Schlosse der Könige von Preußen Raft und Erquickung nach russischen und litauischen Bivaks gesucht. In allen Straßen Königsbergs hatten sich die Züge der ostwärts rückenden Reserven und die Schwärme der westwärts strebenden Flüchtlinge gekreuzt, fast in alle Häuser Königsbergs hatten Cinquartierte und Kranke ihr Glend, ihre Lumpen, ihre Schlacht- und Frostwunden und die Keime des Nervenfiebers getragen. Noch an dem letzten Tage des Jahres 1812 hatte eine Bekanntmachung des Oberbürgermeisters Dr. Heidemann den Königsbergern Vorsicht wegen ansteckender Krankheiten und die Verpflichtung eingeschärft, von jedem Sterbefall einer „fremden Militärperson“ in Stadtwohnungen Anzeige auf dem Kneiphöfischen Rathause zu machen. Noch eben hatte man sich in allen patriotischen Kreisen zweifelnd

gefragt, ob man auf die Vernichtung des napoleonischen Heeres in Rußland irgend eine unmittelbare Hoffnung bauen dürfe. Mußte man doch für möglich halten, daß der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps der großen Armee, der eiserne York, seine letzten Kräfte einsetzte, das Vordrängen der Russen nach Preußen zu hindern, daß inzwischen die Besatzungen von Danzig und Thorn, die Heerhaufen, die die Marken besetzt hielten, am Pregel oder an der Weichsel gesammelt wurden und den Sieg alsbald zu den französischen Fahnen zurückführten.

Man las wohl gerade um Neujahr mit glühenden Augen und pochenden Herzen das neunundzwanzigste Bulletin des Franzosenkaisers, das nur bestätigte, was man seit Wochen wußte: den jammervollen Untergang der großen Armee. Da mit einemmale durchbrach wie der Blitz das dichteste Gewölk das Gerücht von dem Vertrage, den Generalleutnant York, der Generalgouverneur von Preußen, in der Mühle von Poscherun bei Taurroggen mit den russischen Generalen abgeschlossen hatte, alle Beklemmungen und Besorgnisse. Wie die Bürgerschaft des Sieges, der Befreiung, der Wiederherstellung, erschien der kühne Entschluß des preußischen Befehlshabers, seine unmittelbare Folge war der beschleunigte und nunmehr fast fluchtähnliche Rückzug der französischen und rheinbündischen Heeresreste, die vollständige Räumung Ostpreußens, der Übergang des verfolgenden russischen Heeres über den Niemen. Am 5. Januar, wenige Stunden nach dem Abmarsch der letzten Franzosen, war Graf Wittgensteins Vorhut in die ostpreußische Hauptstadt eingerückt, hatte Königsberg die ersten Kosaken gesehen, die damals noch mit hellem Enthusiasmus begrüßt wurden. Am 7. Januar war Wittgenstein selbst eingetroffen und konnte dasselbe Quartier im königlichen Schlosse beziehen, das eben Napoleons tapftrer und komödiantischer Schwager innegehabt hatte, am 8. abends langte York an, der inzwischen seine Truppen in den für neutral erklärten Landstrich zwischen Memel und Tilsit verlegt hatte, und nun kam, um, eigenmächtig wie er die Konvention von Taurroggen abgeschlossen hatte, wahrscheinlich aber doch durch geheime Nachrichten aus Berlin gestärkt, das Generalgouvernement der Provinz wieder in seine Hand zu nehmen. Bei der Kunde von seiner Ankunft atmeten tausende und abertausende denn doch froher auf, als bei der Meldung neuer russischer Generale. Mitten in dem Ernst des Augenblicks, mitten in dem Elend einer Lage, in der nach Arndts Wort „Jammer und Tod als finstre Gefellen umherschlichen,“ mochte man sich die festliche Begrüßung der Befreier nicht versagen, veranstaltete am Abend des 8. Januar im Königsberger Theater eine Festvorstellung, bei der Himmels beliebtes Viederspiel „Fanchon das Leiermädchen“ aufgeführt wurde, in das Herr Mosevius mit großem Erfolg ein Lied „Die Welt ist eine Bierbouteille“ einlegte, das wohl in fecker Anspielung auf die Zeitverhältnisse und in der Wirkung ein Vorläufer unsrer heutigen Kuplets gewesen sein mag. Die Zuversicht, die man mit einem

Schlage zu hegen begann, in der man selbst den Hohn wider die im Augenblick verschwundenen fremden Bedränger nicht scheute, stärkte sich gewaltig an der Erscheinung des gefeierten Generals. Wohl drangen dunkle Kunden von der Unschlüssigkeit in Berlin, von der bedrohlichen Stimmung des Hofes über Yorks vaterlandsrettende Eigenmacht, von den gewaltigen französischen Rüstungen am Rhein und an der Seine bis zum deutschen Norden. Aber zu vollständig hatte man sich binnen wenigen Tagen von dem Gefühl der Erlösung durchbringen lassen, zu hoch und brausend gingen die Wogen der Hoffnung nach sieben fast hoffnungslosen, bitteren und schweren Jahren, zu tief war der Eindruck gewesen, den die jammervolle Wiederkehr der Trümmer des großen Heeres, sieben Monate nach dem prunkvollen und drohenden Auszug, auf die ostpreussische Bevölkerung gemacht hatte, zu bereit war man, alles letzte, was man besaß, zu opfern, um zu zagen, ja ernstlich an dem glücklichen Ausgange der augenblicklichen Bedrängnisse zweifeln zu können. Es war schlimm, daß der König so lange zauderte, zu sprechen, doch er konnte ja nicht anders sprechen, als er nach Wochen und Monaten in der That gesprochen hat, es war drückend, daß man an der Seite eines Verbündeten rüstete, der noch der Feind, und wider einen Feind, der noch der hohe Allirte hieß, es verwirrte die einfachern Gemüter, daß die Begriffe König und Vaterland, die auf diesem guten Boden immer eins gewesen waren, jetzt auseinanderzufallen schienen, es war ärgerlich, daß man Boten auf Boten ans Hoflager in Breslau sandte, um nur die Zustimmung des Königs zu all den Opfern zu erlangen, die man für ihn brachte. Aber im Grunde genommen dachten alle wie jener tapfere Kandidat des Predigtamts von der kurischen Nehrung, dem der ehrwürdige Generalsuperintendent Borowski einen milden Tadel erteilen mußte, weil er ausgerufen hatte: „Man darf unserm alten Herrgott gar nicht zutrauen, daß er jetzt auch nur in einem Stücke wider uns sein könnte.“

In diesem wunderbaren Januarmonat (am 21. abends) traf über die russischen Schlachtfelder und Brandstätten, von der grauenvollen Rückzugsstraße der großen Armee her mit dem gewaltigen Freiherrn vom Stein auch der tapfere Professor Ernst Moritz Arndt, der genau ein Jahr zuvor seine Entlassung an der Greifswalder Universität genommen hatte und auf weitem Bogen über Schlesien, Mähren und Galizien nach Rußland gegangen war, in Königsberg ein. Arndt hat diese Episode seines vielbewegten Lebens in zweien seiner autobiographischen Bücher, in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ (Leipzig, 1840) und in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein“ (Berlin, 1858) schwungvoll geschildert, noch nach vielen Jahrzehnten bewegte ihm die freudigste Erinnerung das Herz. Er hatte in Petersburg während des französisch-russischen Krieges in Steins deutscher Kanzlei gearbeitet, er kam jetzt als die littera-

rische rechte Hand, der vertraute Berater Steins, der im Namen und in Vollmacht des russischen Kaisers in Königsberg erschien und trotz harter Zusammenstöße mit den loyalen Ostpreußen die Kraft der Provinz für den heiligen Krieg rasch entfesselte. Da es sich doch vor allem darum handelte, das in der Natur der Umstände liegende, im idealen Feuereifer gleichsam vorweg genommene Bündnis Alexanders von Rußland und Friedrich Wilhelms III. von Preußen erst zu verwirklichen, so eilte Stein mitte Februar nach Kalisch und Breslau, Arndt aber, der „tageblättelend,“ patriotische Gedichte und Flugschriften verfassend, in Königsberg genug für sich zu thun fand, blieb in der ostpreussischen Hauptstadt, wo er in dem Hause der patriotischen Gebrüder Nicolovius Quartier genommen hatte. Ehe er auf deutschem Boden noch die Feder anzusetzen vermochte, kündigte die Nicolovius'sche Buchhandlung seine in Petersburg gedruckten Flugschriften „Die Glocke der Stunde in drei Zügen von E. M. Arndt“ an, die sofort, da der aus Rußland mitgebrachte Vorrat nicht weit reichte, nachgedruckt wurden. Setzt und hier aber brachte ihm jeder Tag eine neue, eine schönere Aufgabe, er half die Glut der Begeisterung wie das Feuer des Hasses schüren und fühlte sich nach seinem eignen Bekenntnis mit einemale wieder jung. „Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs. . . . Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eignen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preussischen Landtage gelockt und berufen. Man begreift, daß dieses alles zusammengenommen die Stadt in die außerordentlichste, lebendigste Bewegung und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und allen Ehren- und Freudengelagen fast immer mit beiwohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Bierzigen in die Zwanzige versetzt worden.“ (Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein.) Und in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ heißt es: „Dies waren leuchtende Tage, diese kriegesbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst ansprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu sein. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Bessern und Edlern ihres Vaterlandes strebten; ich lebte viel im Hause eines Jugend-

freundes, mit welchem ich vor fünfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungarn gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfere und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby, Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben und andre, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war."

Inmitten dieses hoffnungsfrohen Getümmels sprang bei Arndt die Ader der patriotischen Poesie voll auf. Während er in Steins Auftrag seine Büchlein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann,“ „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“, seine „Kurzen und wahrhaftigen Erzählungen von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerstörung seiner Heeresmacht und von der Bedeutung des gegenwärtigen deutschen Krieges“ theils vollendete, theils begann, strömten aus seiner Seele immer neue Klänge, in denen er das Thema:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände!
Und ruft alle, Mann für Mann,
Die Knechtschaft hat ein Ende!

unablässig variierte. Das „Vaterlandslied“ (Der Gott, der Eisen wachsen ließ) und das „Lied vom Schill“ hatte der Dichter von Petersburg mitgebracht, in diesen Februar- und Märztagen von 1813 entstand in Königsberg Arndts bekanntestes Lied „Was ist des Deutschen Vaterland,“ das millionenmal in Zorn und Wehmut gesungen werden sollte, bevor es endlich eine Wahrheit ward, ferner „Der Knabe Robert fest und wert,“ „Deutsches Herz, verzage nicht“, „Das Lied vom Chazot“ und „Das Lied vom Gneisenau.“ Des Dichters ganzes Wesen schien gleichsam in Eisen getaucht zu sein, seine Seele nur die Luft der Schlachten, der lange ersuchten Rache zu atmen. Und doch setzte viele Jahrzehnte später Arndt, da er als rheinischer Patriarch die letzte große Sammlung seiner „Gedichte“ ordnete und einen Teil dieser Gedichte mit Jahreszahlen versah, die rotleuchtende 1813 nicht bloß über die obengenannten vaterländischen Lieder, sondern auch über eine Reihe von Klinggedichten und schmelzenden Liedern, doch stellte er Gedichte wie „Frühling und Furina“ und „Was Goldbringlein sagen soll“ zwischen „Des deutschen Knaben Robert Schwur“ und „Deutscher Trost“ hinein, doch ließ

er zwischen seiner Elegie „Scharnhorst der Ehrenbote“ und dem wie Schmetterln von Siegestrompeten erklingenden „Lied vom Feldmarschall“ (Was blafen die Trompeten? Husaren heraus!) Raum für die beinahe Matthijffonschen Klänge „An die Wehmut“ und den idyllischen „Lebenstraum, der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813.“ Hier gab es in Arndts Leben und Dichten ein Rätsel, um so mehr, als auch die vertrauten Mitteilungen an die Rügische Freundin Charlotte von Nathen, die Ed. Langenberg als „Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin“ (Berlin, 1878) herausgegeben hat, für die Wintermonate 1813 und den folgenden Sommer jeden Aufschluß versagen. Das Rätsel erscheint nun vollständig gelöst durch den neuesten Beitrag zur „Arndtlitteratur,“ die von Heinrich Meisner jüngst herausgegebenen Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. *) Daß es erfreulicher sein würde, wenn auch diese bedeutame Episode in dem Leben des mannhaften Dichters und Kämpfers in einer wirklichen, innerlich vollständigen, künstlerisch abgeschlossenen Biographie, einem Buche über Arndt und seine Zeit verwertet, behandelt und ins rechte Licht gerückt wäre, anstatt wiederum nur eine Sammlung interessanter Briefe abzugeben, braucht kaum gesagt zu werden. Doch gehören die hier veröffentlichten Briefe (die 1890 auf der Auktion von K. Lepke versteigert und von der königlichen Bibliothek in Berlin erstanden wurden) zu den Materialpublikationen, die ein besondres Recht und einen besondern Wert in Anspruch zu nehmen haben, sie können allerdings das Verständnis des Seelenlebens Arndts fördern, sie werden, wie der Herausgeber im Vorwort betont, überdies noch durch ihren Hintergrund, die großen Jahre der deutschen Befreiungskriege und ihre Folgezeit, Interesse auch dort erwecken, wo Arndt mit seinem starken Deutschtum ungerechterweise bereits zu altertümlich geworden ist. Denn um es kurz zu sagen, sie offenbaren in überraschender Weise, daß der starke, trogige Vaterlandskämpfer in jedem Betracht der Sohn seines Geschlechts war, daß er das tiefe Bedürfnis nach inniger, seelischer Gemeinschaft mit einem lebenswürdigen Weibe in sich trug, daß er eben in den berausenden lenzhaften Winterwochen zu Königsberg ein Freundschaftsbündnis mit einer interessanten Frau schloß, das hart an die Grenze leidenschaftlicher Liebe streifte, ja mehr als einmal diese Grenze übersprang, ein Verhältnis, das ihn während der ganzen großen Zeit erfüllte, ohne ihn doch vollständig auszufüllen, und das nach allem, was sich aus Arndts Briefen an Johanna Motherby herauslesen läßt, sehr leicht zu einer Klippe der Zukunft des ersten Mannes hätte werden können. Der Herausgeber

*) Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherbys und Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893.

glaubt in den brieflichen Zeugnissen des romantischen Verhältnisses den Beweis zu finden, daß an dieser Freundschaft mit überquellender Leidenschaft „kein sittlicher Makel haftet“; er wird leider erfahren, daß die gehässige Neigung den Ehrenschild großer Naturen mit Schmutz zu bewerfen, die cynische Lust an der Herabziehung alles Ungemeinen in die platte Gemeinheit und der heuchlerische Tugenddübel, in dem sich ein Teil der heutigen Welt gefällt, die dunkeln und verfänglichen Stellen dieser Briefe ganz anders ausdeuten werden, als er. Doch meinen wir nicht, daß die Briefe selbst darum hätten ungedruckt bleiben sollen; sie zeigen uns Arndt in hohen, verderbendrohenden Wogen, aber sie zeigen ihn auch als den mächtigen Schwimmer, der selbst solche Wogen teilen und besiegen konnte. Die jugendlichen, „rauscherigen“ Abende im Hause Wilhelm Motherbys, wie sie Arndt selbst nennt, die beiden beseligenden Monate, in denen ihn neben dem Hoffnungsrausch für das Vaterland ein Freundschafts- und Liebesrausch überkam, klangen noch jahrzehntelang in seinem Leben nach, und die Treue, mit der er die Erinnerung an die innern Erlebnisse des Winters 1813 festhielt, mit der er Johanna Motherby unter allen wechselnden Verhältnissen einen Platz in seinem Herzen und das Recht auf seine Freundschaft wahrte, sind ein feiner und gewinnender Zug mehr zu dem Bilde des unvergeßlichen Mannes.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stichwahlen. Wenn ich im folgenden abermals einen Verbesserungsvorschlag für unser Reichstagswahlrecht mache, so bin ich diesmal wenigstens in der glücklichen Lage, mich nicht erst in einer langen Einleitung über Grundsätzliches verbreiten zu müssen. Man wird wohl eben so einig darüber sein, daß sich gegen die Stichwahlen grundsätzlich nicht viel einwenden läßt, als darüber, daß sie in der Praxis zu einem Übel geworden sind.

Mein Vorschlag ist nun der, die Stichwahl dadurch überflüssig zu machen, daß der Wähler gleich im ersten Wahlgange darüber entscheiden darf, welchem der aufgestellten Kandidaten er sein Vertrauen schenken will, wenn der zunächst von ihm gewählte nicht durchdringen sollte. Das ist sehr einfach in folgender Weise durchzuführen.

Jedem Wähler wird gestattet, zwei Namen auf seinen Zettel zu schreiben, von denen bei der Feststellung des Ergebnisses zunächst der erste berücksichtigt wird. Die Wahlzettel aber, die zwei Namen enthalten, werden gleich ausgefondert. Ergiebt sich nun aus den zuerst stehenden Namen für keinen Kandidaten die absolute Mehrheit, so werden die an zweiter Stelle stehenden gleichfalls zusammengestellt,